

„Der Vogel hat einen kleinen Kopf, einen roten Schnabel, seine schwarzen Schwingen sind ausgebreitet, seine Flügelspitzen berühren mich, über mir schwebend greift er mit seinen Krallen nach mir.“ So erinnert sich Nina in „Mutabor“ an einen nächtlichen Besucher ihrer Mutter. – Dieser Schwarzstorch (*Ciconia nigra*) wurde in der Eifel bei Bütburg fotografiert.

Foto Picture Alliance

Seltsam, dieses Mädchen. Paul beobachtet Nina, wie sie am frühen Morgen die Zeitung bringt. Und er blickt ihr nach, als sie eilig ihren Leiterwagen hinter sich herzieht und ihn vor dem Nachbarhaus abstellt, wo schon ein Pferdetransporter steht, der nicht mehr vom Fleck bewegt wird. Sie öffnet die Wagentür und verschwindet im Inneren. „Als sie nach einiger Zeit wieder herauskommt, hält sie in den Händen einen Stapel Bücher, den sie vorsichtig zu den Zeitungen auf den Wagen legt; dann setzt sie ihre Arbeit fort.“ Es ist nicht das erste Mal, dass Pauls Augen sich an Ninas Spuren heften. Sie bekäme einen Schreck, wenn sie es bemerkte. Im Schutz der Routine ihrer morgendlichen Runde ist sie es, die ihn manchmal durch die Fensterscheibe beobachtet. Sie glaubt für ihn unsichtbar zu sein, aber die Symmetrie der Aufmerksamkeit, die sie sich erträumt, ist schon gegeben.

An dieser Stelle in der Mitte von Norbert Scheuers Roman „Mutabor“ beschränkt sich Pauls romantisches Interesse an Nina noch auf zerstreute Neugier. „Das Mädchen ist ihm ein Rätsel“ – aber vielleicht nur von der Art der Kreuzworträtsel, mit denen die Zeitungen den nachrichtenlosen Raum füllen. Hat man genug Hinweise, kann man die fehlenden Buchstaben restlos ergänzen. Paul hat sogar schon einmal Ninas Versteck durchsucht, den Papierberg gesichtet, den sie im Pferdetransporter aufbewahrt. Unmarkiert bleibt im Protokoll von Pauls Gedanken die Seltsamkeit, die sich in der Einrichtung von Ninas Arbeitsablauf versteckt. Dass sie mitten auf ihrer Runde einen Halt einlegt, ist nicht weiter auffällig, solange ihre Lieferung den schlafenden Abonnenten zuvorkommt. Aber weshalb lädt sie zusätzliche Druckerzeugnisse in ihren Wagen, die nicht zur Verteilung bestimmt sind? Der Erfüllung müsste sie doch allmorgendlich näher kommen, indem der Leiterwagen leichter wird. Warum belastet sie sich mit Lektüre?

Das ist ein Rätsel, das Norbert Scheuer seinen Lesern aufgibt oder besser gesagt mitgibt, weil er die Lösung nicht mitliefert. Beim Kreuzworträtsel findet man sie auf

Stadt unter

Die Erosion hat ihr Werk vor der Flutkatastrophe vollendet: In Norbert Scheuers Roman „Mutabor“ suchen die Bürger von Kall ihre verschollenen Schicksalsgenossen wie im platonischen Mythos der Liebe die halbierte Menschheit ihre bessere Hälfte.

dem Kopf stehend gedruckt, im Roman muss man seine mehr oder weniger glücklichen Einfälle zwischen den Zeilen eintragen, in der Hoffnung, dass das Buch vom Leser weitergeschrieben werden möchte. Zwei Lösungsansätze zu Ninas seltsamer Angewohnheit des Büchertransports: Erstens fungiert der Ballast als Talisman, wie die Storchfeder, die Paul am Innenspiegel seines Autos befestigt hat, bloß dass der Bücherstapel nicht sichere, sondern unsichere Fahrt garantiert, die Möglichkeit jederzeitiger Fahrtunterbrechung; und zweitens bildet Nina sich vielleicht ein, dass sie den Bücherschatz in seinem Depot nicht alleinlassen darf.

Sie ist bei ihren Großeltern aufgewachsen und wurde nach deren Tod der Obhut einer Sozialarbeiterin ausgeliefert, die ihre Privatsphäre nicht respektiert. Gegen die Zudringlichkeit dieser Amtsperson muss Nina den Schutz von Geheimnissen organisieren, die sie andererseits in detektivischem Eifer selbst aus der Welt schaffen möchte. Wer waren ihre Eltern? Die Eifelangaben der Kölner Zeitungen werden in Kall, wo dieser Roman wie jeder Roman Scheuers spielt, an manchen Tagen mit handschriftlichen Beilagen zugestellt, mit denen die Austrägerin um Mithilfe bei der Aufklärung dieser Frage bittet. Kennt vielleicht jemand den Reiter auf dem Foto, das bei Evros, dem griechischen Wirt der Orts-

kneipe, hinter der Theke hängt? Er könnte Ninas Vater sein; unglücklicherweise hat jemand sein Gesicht ausgekratzt.

Im Motivhaushalt des Romans ist das Pferd, das sprungbereite Lasttier, so etwas wie die ursprüngliche poetische Idee. Ein Pferdetransporter, also eine Art Pferdesatz für Pferde, eignet sich vor diesem Hintergrund perfekt als Bibliothek, weil auch Bücher Vehikel der Ortsveränderung mit allem Eigensinn von Lebewesen sind. Da Nina in Kall ihre große Reise plant, muss der Pferdeanhänger abgekoppelt sein. Kall ist die Stadt der Eigenbrötler, Sonderlinge, Privatmythologen und Selbstgesprächstherapeuten – und diese monadologische Grundform der Stadtgesellschaft lässt sich dem Stadtbild ablesen, einer ruinösen Infrastruktur des Individualismus.

Am Ende des Romans wird Kall von einer Überschwemmung heimgesucht, wie sie über die gleichnamige nicht erfundene Stadt, in der Norbert Scheuer lebt, heute vor einem Jahr hereinbrach. Aber die Erosion hatte ihr zerstörerisches Werk viel früher begonnen und in gewissem Sinne auch schon vollendet. Nach dem Hochwasser wird sortiert und zusammengeworfen. „In der Bahnhofstraße luden Bagger Couchgarnituren, Teppiche, Farbeimer, zwei Transportboxen für Katzen, Lebensmittel, Schnapsflaschen und Elektroschrott, worunter sich auch der Glücksspielauto-

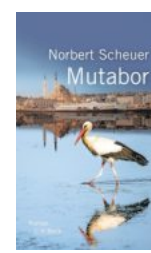
mat von Evros befand, in Container. In einem verwüsteten Wohnzimmer war ein Aquarium unversehrt geblieben.“ Ein Wassertank, der wie zum Spott über die Elemente höchstem Wasserdruck standhält, sodass mitten in verheerter Umwelt das Modell eines natürlichen Habitats überlebt: Das Aquarium, das wie in der Ursprungslegende eines Wallfahrtsortes wundersamerweise heil geblieben ist, sollte ins Wappen der aus den Fluten aufgetauchten Stadt aufgenommen werden, die – mit dem Titel von Scheuers Roman aus dem Jahr 2009 – „Überm Rauschen“ errichtet worden ist, einem über weite Strecken unterirdischen Grundstrom. Nach dem Abfließen der Schmutzwasser kann man sehen, dass Kall schon vorher eine Stadt der Container war.

Sophia Molitor, die Lehrerin, die Nina das Lesen beibrachte, hält die herrschaftliche Wohnung, die sie als Erbin der Bergwerksdirektorendynastie gemeinsam mit ihrem in China verschollenen Mann bewohnte, wie ein Museum instand. So macht sich jeder Einwohner von Kall ein Gehäuse zurecht, dessen Geschlossenheit es dem Risiko aussetzt, zum Spielball tektonischer Kräfte zu werden: In einem Fass am Fuße des Staudamms ist Nina mit ihren Büchern vor Beobachtern sicher, aber nicht vor dem Rutschen auf die schiefe Ebene, für das jeden Zylinder seine Körperform aus dem Mathematikbuch prädestiniert.

Der Opel mit dem sprechenden Namen Kapitän, den Ninas Großvater steuert, droht bei jedem Ausflug auf Grund zu laufen. Vom TÜV längst aufgegeben, ist er überhaupt nur noch fahrtüchtig, weil der Großvater ihn gleichzeitig als Transportbox für die Katze nutzt, die belohnt wird für die Massakrierung der Mäuse, die „Unterschlupf im Wageninneren gefunden und es sich in ihren Höhlen dort bequem gemacht“ haben. Das vermeintliche Fluchfahrzeug ist ein Ort des inneren Exils, ein Abbild der Stadt, eines Systems kommunizierender Höhlengänge.

Die Hauptpersonen und Teile ihrer Geschichten können die Leser aus den Romanen „Die Sprache der Vögel“ von 2015 und „Am Grund des Universums“ von 2017 kennen, ohne dass sie diese Bücher gelesen haben müssen, um das neue Buch zu verstehen. Eine Schicksalsgemeinschaft stiften in Kall gekappte Verbindungen; Personen suchen einander wie die entlang der Geschlechtergrenze halbierten Menschen im platonischen Mythos der Liebe, nur dass man sich angesichts der Alltäglichkeit von Inzest, Ehebruch und Nötigung die Wiedervereinigung kraft Vervollständigung der Stadtgeschichte nicht harmonisch vorstellt. Aus dem Mund des Großvaters hat Nina das Märchen von Kalif Storch gehört, dem der Roman das Zauberwort des Titels entnimmt. Mutabor: Ich werde verwandelt werden. Vom Versprechen der Freiheit verwandelt sich der Storchenschnabel in ein Symbol sexueller Gewalt. Es tröstet, dass Scheuer seiner Stadt auch idyllische Züge verleiht. Eine Einheit, die Nina täglich erfährt, bildet Kall als Stadt der Leser, und die Bezieher von Zeitungen sterben nicht aus.

PATRICK BAHNERS



Norbert Scheuer: „Mutabor“. Roman. Mit 33 Zeichnungen von Erasmus Scheuer. Verlag C.H. Beck, München 2022. 192 S., geb., 22,- €.

Ein Stierkämpfer als manischer Leser

Das Leben als Abenteuer und die Zwänge der Routine: Manuel Chaves Nogales' Biographie des Toreros Juan Belmonte erstmals auf Deutsch

Spanien und Stierkampf: Gibt es ein ärgeres Klischee? Man nähert sich dem 1935 im Original erschienenen Buch „Juan Belmonte – Stiertöter“ also vielleicht mit einer gewissen Skepsis, zumal die legendenhafte Berühmtheit des Protagonisten, dem aus Sevilla und aus ärmlichen Verhältnissen stammendem Torero (1892 bis 1962), heute ebenso historisch entfernt ist wie die goldenen Zeiten des spanischen Stierkampfsports. Die hier erstmals in deutscher Übersetzung vorgelegte Lebensgeschichte von Juan Belmonte ist eine Autobiographie nur in dem Sinne, dass Belmonte sein Leben dem Journalisten Manuel Chaves Nogales (1897 bis 1944) erzählt und ihn mit dem Schreiben beauftragt hat. In gewisser Weise haben sie das Buch gemeinsam geschrieben: Es ist schwer zu sagen, wie sich die in der ersten Person erzählende Stimme Belmontes vom Stil des Verfassers trennen ließe.

Das Buch war zunächst von Juni 1935 an in wöchentlichen Feuilletons der Zeitschrift „Estampa“ erschienen, Ende jenes Jahres dann in Buchform. Hatte es einst vor allem die Funktion, das „wahre Leben“ des gefeierten Toreros zu bezeugen – der Name des eigentlichen Autors wurde zunächst unterdrückt –, ist es für heutige Leser gerade diese Autorschaft von Chaves Nogales, die das primäre Interesse am Buch ausmacht.

Der lange vergessene Manuel Chaves Nogales gilt in Spanien seit rund drei

Jahrzehnten als eine der spektakulärsten literarischen Wiederentdeckungen, in zwischen weithin anerkannt als einer der bedeutendsten literarischen Reporter Europas seiner Zeit, gerühmt von zeitgenössischen spanischen Schriftstellern



Manuel Chaves Nogales: „Juan Belmonte – Stiertöter“. Aus dem Spanischen von Frank Henseleit. Friedenaer Presse, Berlin 2022. 410 S., geb., 26,- €.

von Javier Marías bis Andrés Barba. Der deutsche Übersetzer und Verleger Frank Henseleit hat sich mit großer Verve und langem Atem vorgenommen, diesen Autor auch hierzulande bekannt zu machen. In seinem Cupido-Verlag (F.A.Z. vom 24. September 2020) ist eine großzügige Werkausgabe mit sechzehn Einzelbänden angekündigt; der Belmonte-Band erschien nun in Henseleits geschmeidiger Übersetzung zunächst gesondert auch in der Friedenaer Presse.

Interessant an Nogales' Buch sind also seine romanhaften Züge, die Anklänge an die spanische Tradition des Schelmenromans, die tragikomischen Elemente, die Skizzen von Personen und Orten, die skurrilen Anekdoten, die Schilderung et-

wa von Belmontes Rivalität und Freundschaft zu Joselito (José Gómez Ortega), einem anderen großen Stierkämpfer jener Jahre. Die (fingierte) Stimme Belmontes betont dabei immer wieder sein Verständnis von Stierkampf als einer Kunst, als „geistiges Exerzitium“. Er zeigt sich dabei auch als ein manisch Lesender, der zu einer Tournee in Südamerika zur Verwunderung des Zollbeamten nicht nur das übliche Zubehör eines Toreros, sondern auch einen Koffer voller Bücher mit sich führt. Schon in jungen Jahren zeigt Belmonte eine Neigung zur literarischen Phantasie, zeitweilig verkehrt er sehr eng mit bedeutenden spanischen Literaten seiner Epoche, darunter Ramon del Valle-Inclán und Pérez de Ayala; auch mit Ernest Hemingway war er befreundet.

In der Erzählung dieses Stierkämpferlebens spannt das Buch einen Bogen von den jugendlichen Abenteuern mit einer Gruppe von „anarchistischen“ Freunden, die zusammen mit Belmonte ihr heimliches nächtliches Spiel auf den mondbeschienebenen Wiesen außerhalb von Sevilla treiben, bis zu dem vierzigjährigen Weltstar, der als Besitzer einer stattlichen Finca den revolutionären Bauernaufständen zur Zeit der Republik skeptisch gegenübersteht. Dazwischen liegen eine Unzahl von Stierkämpfen, Hunderte von getöteten Stieren, immer wieder lebensbedrohliche Verletzungen.

Für heutige Leser, die nicht mehr unter dem Bann des „berühmtesten Toreros aller Zeiten“ stehen, hat das mitunter auch etwas Ermüdendes. Der melancholische letzte Teil des Buches führt aber eindringlich vor Augen, wie Belmonte hin- und hergerissen ist zwischen der Unfähigkeit,



Juan Belmonte García Foto Picture Alliance

von seiner Berufung zu lassen, und der schleichenden Angst, in den Zwängen der Routine gefangen zu sein: „Ich war in ein Labyrinth der Zweifel geraten, die ihre Ursprünge in meiner unregelmäßigen Lektüre hatten.“ Belmonte ist sich zugleich bewusst, Vertreter einer Kunst zu sein, die kurz nach ihrer Glanzperiode schon ihren Niedergang ankündigt: „Die *lidia* der Zukunft wird ein einziges substanzloses Zirkusspektakel sein.“

Dieses künstlerische Selbstbewusstsein des Toreros erzählerisch so überzeugend herausgearbeitet zu haben, das ist wiederum die Kunst von Chaves Nogales, der selbst gar kein Aficionado war. Unter seinen vielen Reportagen sind heute wohl diejenigen besonders interessant, die die politischen Umwälzungen seiner Zeit aus ungewöhnlicher Perspektive einfangen, wie etwa seine Flugzeugberichte über die Städte und Landstriche des bolschewistischen Russlands. Davon fließt gelegentlich natürlich auch etwas in das Belmonte-Buch ein, etwa wenn der Torero und seine Entourage während einer Mexikoreise unversehens in die Wirren der Revolution geraten. Die besondere erzählerische Kraft des Stierkämpfer-Buches entsteht aber aus der kongenialen Verbindung der Stimmen von Torero und Reporter, der Gestaltung des Lebens als Abenteuer, der Zusammenführung der Anekdoten in eine abgerundete Form.

JOBST WELGE

Aufwachsen in Avalon

Untergehende Sonnen: Rudi Nuss debütiert

Die Ozeane sind in keinem guten Zustand. Das ist schon lange keine Neuigkeit mehr, aber die Belastung der Ökosysteme durch Klimawandel und anthropogene Verschmutzung hat einen neuen traurigen Rekord erreicht. Auf den Meeresgründen haben sich „subaquatische Müllberge“ gebildet, in einigen Orten ist das Baden aufgrund von Metallfragmenten in Wasser und Sand nicht mehr möglich, und in Emden wurde gemeldet, dass ein Blauwal gestrandet ist, der an einem Kühlschrankschrank erstickt ist.

So real diese Erkenntnisse bereits wirken, sind sie Teil einer Fiktion:



Rudi Nuss: „Die Realität kommt“. Roman. Diaphanes Verlag, Zürich 2022. 248 S., geb., 22,50 €.

nämlich der des Romandebüts von Rudi Nuss mit dem Titel: „Die Realität kommt“. Neben dem atomar verseuchten, purpurfarbenen Meer gibt es darin in den Himmel projizierte Reklameanzeigen, die „mit fünfzehn unmöglichen Diättypen mit genauso unmöglichen Lebensmitteln“ werben.

Die Welt, die Nuss konstruiert hat, weist einige Parallelen zur Wirklichkeit auf, allerdings auch einen entscheidenden historischen Unterschied im Jahr 1963: „Da schuf Sergei Lebedjew im Labor für Simulation die erste voll funktionsfähige Parallelrealität, eine immersive, faire und schimmernde Realität – Arkadi –, in der Ressourcen unendlich und Liebe großflächig und allumfassend waren.“ Von den Sechzigern bis zur Gegenwart verlief dann alles, wie es auch in unserer Wirklichkeit vorstellbar wäre: Die Amerikaner erfinden ebenfalls eine virtuelle Realität, Avalon, die weniger sozialistisch-utopisch, sondern eher kapitalistisch und individualistisch anmutet. In Avalon kann jede Person eigene Inseln erschaffen und sich dort verwirklichen, allerdings nur in dem Maße, in dem die Ausstattung bezahlt werden kann. So wurde die VR zum „größten Konsumhorror der Geschichte, dessen Non-Premium-Version mit Ads vollgestopft war“, und kollabierte schließlich. Die Programmierer verschwanden, und in Avalon „blieben die untergehenden Sonnen aller Inseln am Horizont hängen.“

Trotz dieses negativen Entwurfs ist „Die Realität kommt“ keine Dystopie, denn es passiert nicht nur das Schlimmstmögliche. Die Romanfiguren leben an den Rändern der kollabierenden Gesellschaft und fühlen sich dort „sicher, denn diese sind übersehbar: Da fängt etwas Neues an, da endet etwas.“ Und während die kapitalistische Weltordnung endet, gestalten die Protagonisten Conny und ihre Freunde Wolfgang und Nikita sich ein neues Leben. Sie wohnen in einem Container auf einem Schrottplatz, lassen sich in der Zeit und den verschiedenen Realitäten treiben, schauen alte Horrorfilme oder nehmen Drogen, die Nikita aus Technik-Schrott aus dem Meer destilliert. Sie leben die konkrete Utopie von Zusammenhalt, von Vertrauen in Freundschaft und Partnerschaft. So verliebt sich auch Conny in Marlo – und die Passagen, die vom Kennenlernen dieser beiden Figuren erzählen, erinnern an Genrestücke der „Coming of Age“-Literatur: Die beiden erzählen sich davon, wie sie in der VR Avalon aufgewachsen sind, und sitzen redend die ganze Nacht auf dem Dach einer ehemaligen Fabrik.

Marlo erzählt Conny schließlich von einer Kopie der alten Sowjet-Virtualwelt „Arkadi 3“, die angeblich noch in den Untertiefen von Avalon verborgen ist. Bei der Spurensuche, auf die sich beide begeben, entwickelt der Roman eine mysteriöse Spannung, die gerade im zweiten Teil noch durch wechselnde Erzählperspektiven verstärkt wird. Die Lesenden erfahren von den Figuren stückweise neue Informationen, während sich die allwissende und multidimensionale Erzählinstanz nur selten über den Figurenhorizont hinausbegibt. Durch die Absurdität der erzählten Welt und die verschrobene, aber liebenswürdigen Charaktere wird teils Komik erzeugt – als Handlungsmotiv reicht beispielsweise einfach die „Hoffnung, dort würde sich durch eine random Kausalkette alles zum Besseren wenden“ –, teils regen die dadurch entstehenden Situationen aber auch zur Reflexion an. Dem 1984 in Berlin geborenen Rudi Nuss gelingt es so, in seinem Roman vom Scheitern einer voll digitalisierten kapitalistischen Welt zu erzählen, ohne in einen technophoben und kulturpessimistischen Duktus abzurufen. EMILIA KRÖGER